

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 8 (1982)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Bibliographie critique

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BUCHBESPRECHUNGEN
BIBLIOGRAPHIE CRITIQUE

Organisationssoziologie – Günter Endruweit

Walter de Gruyter, Berlin und New York, 1981 (Sammlung Göschen, 2106)
188 S., 9 Abbildungen.
Robert Hettlage, Basel

In den letzten Jahren sind eine Reihe von Einführungstexten zur Organisationssoziologie auf den deutschsprachigen Buchmarkt gekommen. Man denke nur an die Arbeiten von Türk (1978) und Pfeiffer (1976), um nur einige aufzuführen, die ausdrücklich den Titel Organisationssoziologie verwenden. Wesentlich umfangreicher ist hingegen die entsprechende Literatur, die nicht als Organisationssoziologie, sondern als Organisationstheorie, Organisationslehre o.ä. firmiert, obgleich sie soziologisch von allerhöchster Relevanz ist. Wie kaum in anderen Bereichen ist es hier augenscheinlich, dass die Organisationssoziologie sich ihren Gegenstand mit anderen Wissenschaften teilt und nur im interdisziplinären Ansatz fruchtbar ist.

Dies ist auch der Ausgangspunkt der Fragestellungen von Endruweit (Universität Stuttgart) in seiner neuesten Einführung zur Organisationssoziologie. Er betont eingangs – und es ist schlimm genug für den Stand der Soziologie, dass man es eigens betonen muss – dass die Soziologie “gerade in den speziellen Soziologien Wirklichkeitswissenschaft” sei, und dass es für den Soziologen unerlässlich sei, auch “das ständige Miterleben in den Welten anderer Disziplinen” und man möchte sagen: in deren Erfahrungsbereichen zu suchen (S. 5). Um auch den soziologisch vorgebildeten Praktiker anzusprechen, der das Funktionieren einer Organisation analysieren will, geht der Autor in der Einteilung seines Buches etwas ungewöhnliche Wege: nach einem Abriss des Gegenstandsbereichs der Organisationssoziologie gibt er als Grundraster einer systematischen Organisationsanalyse vor, Organisation primär einmal umweltgetrennt zu betrachten und hier unabhängige bzw. abhängige Organisationsvariablen vorzustellen. Darauf wendet er sich im dritten Teil der Organisation in ihrer Umwelt zu. Als unabhängige Organisationsvariablen gelten ihm Ziele, Instrumente, Bedingungen (constraints) als abhängige Organisationsvariablen gelten: Strukturen (formal-informal Rollenstrukturen, Leistungsstrukturen, Autoritätsstrukturen), Funktionen (soziale/interne f., manifeste/latente) und Verhalten (zielorientiert/nichtzielorientiert). Diese Einteilung ist einleuchtend und pädagogisch sehr geschickt präsentiert. Der positive Eindruck wird verstärkt durch eine angenehme, nicht wissenschaftliche aufgebluffte Sprache, einen klaren, in einem Gesprächston vorgetragenen Argumentationsstil und vielfältige Beispiele aus allen Lebensbereichen, die das Gesagte illustrieren, wie Fußballclubs, Mafia (als “Organisation”?), Restaurants, Ministerialverwaltung, Parteien, Universitäten, usw. Die unkomplizierte Darstellung geht dabei – und das ist besonders anzuerkennen – keineswegs auf Kosten der Substanz. Unser Autor ist nämlich trotz allem im Stande, beinahe nebenbei den Stand der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion zu resümieren und einen eigenen Standpunkt zu formulieren, wobei eine beachtliche Zahl klassischer und moderner Fachliteratur mit verarbeitet wird.

Trotz des insgesamt positiven Eindrucks sollen hier auch einige Schwachpunkte angedeutet werden, die z.T. auf die dem Autor auferlegte Beschränkung des Umfangs, z.T. aber auch auf seine gewählte Darstellungsart zurückzuführen sind:

1) Eine Reihe von Fachbegriffen, die in der Organisationssoziologie ihren festen Platz haben müssen, werden wohl "angetippt", aber nicht erklärt; so etwa die Machtdefinition von Weber (S. 83), die aber nicht dargelegt wird. Hier dürften der Nebenfachsoziologe und der Praktiker überfordert sein. In ähnlicher Weise ist zu fragen, ob diese Bezugsgruppe mit dem Strukturbegriff (S. 91), als "Zusammenhang von Elementen", viel wird anfangen können. Schliesslich wird auch auf eine Abgrenzung zwischen Institution und Organisation nirgendwo versucht. Bedenklicher ist es hingegen schon, dass der Kürze der Darstellung offenbar ganze Bereiche zum Opfer gefallen sind. So wird auf die Entscheidungstheorien eigentlich nicht eingegangen und der Zusammenhang zwischen Organisationsform und Entscheidungstypus (Naschold) kaum problematisiert. Immerhin hätte die fundamentale Unterscheidung zwischen Routine- und Krisenentscheidungen eine Erwähnung verdient.

Wohl wird auf die Wichtigkeit der Kommunikation in Organisationen hingewiesen (S. 116), jedoch belässt es der Autor bei knappen zwei Seiten. Auch hier hätte man vielleicht eine andere Gewichtung vornehmen sollen, zumal die neuere Diskussion diesem Gebiet sehr stark angenommen hat (vgl. Goldhaber 1979, Katz 1980) und man im Grunde eine Organisationssoziologie unter kommunikations-theoretischen Gesichtspunkten schreiben könnte. Irgendwie hat der Autor das auch gespürt, denn als Schlussbemerkung gibt er einige Gebiete an, mit denen sich der Leser nach dieser Lektüre vertieft auseinandersetzen sollte. Das ist an sich richtig, aber es fragt sich doch, ob solche Probleme wie die der Organisationsmacht (!) und der Bürokratie (!), die in diesem Zusammenhang genannt werden (S. 176/177), eigentlich aus diesem Buch ausgeklammert werden dürfen. Hier ist der Mut der Lücke doch etwas sehr gross. Ähnlich steht es mit der Humanisierungsdebatte, den Fragen der Selbstverwaltung und der Partizipation. Auch über sie geht der Autor hinweg.

2) Die letztgenannten Auslassungen hängen wohl eher mit dem Aufbau seines Buches zusammen: Endrweit ist nämlich der Auffassung, dass unter dem Stichwort "unabhängige Organisationsvariable" die Menschen, d.h. die Mitglieder und das Personal von Organisationen, den Instrumenten zuzuordnen seien. Er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, Mitglieder als *eigene* unabhängige Variable zu betrachten (S. 54 ff., S. 77 ff.). Er schliesst sich ausdrücklich der Definition von Strutz (1976) an, wonach Organisationen zu kennzeichnen sind als "eine Anordnung von Menschen und Sachmitteln in der Weise, dass der Zweck in möglichst effizienter Form erreicht wird" (S. 77) und fährt weiter fort: "damit ist die Stellung des Menschen in der Organisation klar; er wird, auch wenn es dem humanistischen Idealisten garstig erscheint, zum Instrument der Organisation" (S. 77). Mit dem gleichen Recht könnte man zumindest auch behaupten, die Mitglieder seien Instrumente *und* Ziele, je nachdem, welchen Gesichtspunkt man untersucht. Man könnte sich ja sehr gut vorstellen, dass Organisationen ähnlich den Institutionen im Hinblick auf die Bedürfniserfüllung für Menschen analysiert werden. Durch die von Endrweit gewählte Betrachtungsweise erhält das ganze Buch jedoch einen etwas systemtheoretischen, den Menschen enthobenen, und wie Norbert Elias sagen würde "zustandssoziologischen" Aspekt. Der Mensch wird Element der Organisation, in der sein Verhalten einigermassen "lebensleer" wird. Die funktionierende Organisation steht im Vordergrund, hingegen treten die sozialen Zielsetzungen und Entscheidungen des Menschen, sein Sinnverständnis, die ihn beeinflus-

senden Normen und deren Rückwirkung auf die Organisation stark in den Hintergrund. Eine Soziologie, die Wirklichkeitswissenschaft sein will, wie zu Anfang betont wird, kann an solchen Fakten aber nicht vorbeisehen. So etwa genügt es nicht zu sagen, der Faktor "Wissen" sei kein selbständiges Instrument der Organisation (S. 83), was als unproblematisch impliziert, dass die Mitglieder dieses Wissen eben besitzen oder nicht. Interessant und lebenswichtig ist es für Organisationen zu wissen, wie differenziert sie es besitzen (vgl. die damit zusammenhängenden Entwicklungen in Selbstverwaltungsorganisationen). Ähnlich funktionalistisch gerät die Darlegung zur Rollenstruktur (S. 94 ff.), in der kein Platz gelassen wird für die immer mögliche, ja notwendige Rollendistanz. Man hat fast den Eindruck, als wenn man hier in die Nähe der Konzeption des 'oversocialized concept of man' gerät.

Diese Anmerkungen sollen den vorher dargelegten positiven Gesamteindruck dieses Einführungswerkes nicht schmälern. Aber wenn der von Endruweit zitierte *Tocqueville* (S. 171) recht hat, dass die 'science de l'association' die 'science mère' ist, dann darf gerade auch ein interpretativer, phänomenologischer Ansatz nicht fehlen (Silverman 1972). Erst so wird klar, wie hoch der auf offene Systeme abstehende Anspruch der Kontingenztheorie eigentlich ist (42 ff.). Solange eine solche Integration der verschiedenen Prädilektionen nicht versucht wird, sind auch die Klagen über das Fehlen einer umfassenden organisationssoziologischen Theorie (S. 48) nur allzu selbstverständlich.

Probleme der Integration von Tibetern in der Schweiz – Anna Elisabeth Ott-Marti

Opuscula Tibetana, Fasc. 11. Rikon-Zürich 1980

Christian Giordano, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie,
Universität Frankfurt/M.

A.E. Ott-Marti legt in ihrem Buch interessante Materialien über die erheblichen Schwierigkeiten der Integration tibetischer Flüchtlinge in der Schweiz vor.

Diese Materialien wurden ausschliesslich mit Hilfe von qualitativen Methoden – insbesondere mit Hilfe von teilnehmender Beobachtung sowie mit nicht standardisierten (Tiefen-) Interviews – erhoben. Die Wahl der Erhebungstechniken ist im Hinblick auf die kulturspezifischen Handlungs- und Denkmuster der Tibeter, auf die relativ lange Untersuchungszeit (1971-74), sowie auf die Gesamtzahl der in der Schweiz lebenden Tibeter völlig legitim. Zudem zeigt das Buch ganz deutlich, dass die oben genannten – eher ethnologischen – Methoden, trotz ihrer schwierigen Anwendung, gerade bei der Untersuchung von nicht westlichen Gruppen, bzw. nicht mittelschichtsspezifischen Strukturen unersetzlich sind. A.E. Ott-Marti wäre mit quantitativen Techniken gewiss nie zu solchen ausgiebigen und sehr differenzierten Informationen gekommen. Ich will diese hier kurz zusammenfassen.

Die Autorin beschreibt die gesamte "Zwischenwelt" der Tibeter, wobei sich mehrere Kategorien von Flüchtlingen unterscheiden lassen: Tibeter, die in einer Schweizer Familie aufgewachsen sind und Tibeter, die mit der eigenen Familie leben, ferner, Tibeter, die ihre Heimat noch erlebt haben, Tibeter, die in Indien aufgewachsen sind und schliesslich Tibeter, die in der Schweiz geboren wurden.

Wohnen und Arbeiten betrachtet die Autorin als die zentralen Problemkomplexe (S. 34).

Beim Wohnen nimmt der Tibeter am stärksten seine soziale Benachteiligung sowie die Diskriminierung auf Grund ethnisch-rassischer Merkmale durch die schweizerische Mehrheit wahr. In diesem Zusammenhang stellen die schwierige

Wohnungssuche sowie die Zuteilung von ungeeigneten Wohnungen nur die auffälligsten Erscheinungen dar (S. 34-58).

Für den Tibeter bedeutet das Wohnen aber auch die Möglichkeit, sich eine Ersatzheimat zu "konstruieren": die Inneneinrichtung wird – abgesehen von gängigen Konsumgütern, bzw. Medienapparaten – möglichst traditionell gestaltet. Der buddhistische Hausaltar als wichtigster Punkt der Wohnung ist "der Brennpunkt, auf den sich alle nostalgischen Gedanken, alle Wünsche und Gebete, alle Sehnsucht nach einer Beheimatung, konzentrieren". (S. 38). Der Hausaltar hat somit nicht nur eine religiöse Funktion, sondern er symbolisiert auch die verlassene Heimat und verkörpert die gesamte tibetische Tradition.

Im Kapitel über die Arbeitswelt der Tibeter in der Schweiz (S. 59-88) zeigt die Autorin ganz deutlich die Akkulturationsschwierigkeiten am Arbeitsplatz auf. Der Tibeter kann seine traditionelle Arbeitsauffassung, wonach schmutzige, ja vielleicht sogar Handarbeit verpönt ist, kaum mit seiner reellen Tätigkeit meistens als Fabrikarbeiter vereinbaren. Darüberhinaus ist ihm die Identifizierung mit dem Betrieb sowie das persönliche Erwerbsmotiv völlig fremd. Die Autorin weist dadurch nach, dass bei den Tibetern nicht nur die normative Integration, sondern auch die funktionale auf erheblichen Barrieren stößt.

Ähnlich interessante Daten über Akkulturationsprobleme hat die Autorin in den Bereichen Bildung und Freizeit erhoben (S. 89-134). Da die Tibeter traditionell mit mnemonisch-reproduzierendem Lernen vertraut sind, bekommen sie oft mit den fremden westlichen, logisch-systematisierenden Lernmethoden der Schule Schwierigkeiten. Hinzu kommt – mit Ausnahme der Tibeter, die in Schweizer Familien aufgewachsen sind – das sprachliche Problem. Die Konsequenz scheint somit eine verminderte Leistungsfähigkeit sowie eine geringere Belastbarkeit der tibetischen Schüler zu sein, so dass für die meisten die höhere Schulbildung (Gymnasium, Hochschule) praktisch verschlossen bleibt.

Die tibetische Kultur kennt keine klare Trennung zwischen Arbeit und Freizeit, dies führt dazu, dass die Tibeter in der Schweiz mit ihrer Freizeit scheinbar wenig anfangen können. Um das "schwarze Loch" der Freizeit zu überbrücken, stürzen sie sich – insbesondere diejenige, die ausserhalb des Sippenverbandes leben – in Aktivitäten wie etwa zusätzliche Arbeit, exzessives Konsumverhalten, starker Genuss von Alkohol und Tabak. Unproblematischer scheint dagegen die Freizeit bei tibetischen Festperioden, währenddessen das Leben wie in der verlassenen Heimat verläuft.

Akkulturationsschwierigkeiten, Diskriminierungen durch die schweizerische Mehrheit, soziale Benachteiligung, etc., können, wie die Autorin andeutungsweise vermutet, zu psycho-physischen Erkrankungen. Darauf hätten wir von A.E. Ott-Marti, die Psychologin ist, mehr erfahren wollen. Leider befasst sie sich im vorliegenden Buch allzu wenig mit den Mechanismen, die zwischen Kulturkonflikt und Krankheit bestehen.

Im Kapitel über Gesundheit und Wohlbefinden (S. 182-196) wird zwar ständig auf die psycho-physische Traumatisierung der Tibeter im neuen schweizerischen Milieu hingewiesen, es fehlt jedoch sowohl eine scharfe Typologie der verschiedenen Krankheitsbilder als auch der deutliche Nachweis, dass der krankhafte Zustand in Verbindung mit dem Kulturkonflikt steht.

Diese Fülle von Informationen wird nun von der Autorin in einen integrationstheoretischen Bezugsrahmen gestellt. Hier liegt aber die Hauptschwäche des ganzen Buches, denn es besteht eine frappante Diskrepanz zwischen der hohen Qualität der empirischen Daten und der Bescheidenheit des theoretischen Ansatzes.

Um die Akkulturationsprobleme der Tibeter in der Schweiz zu interpretieren, geht A.E. Ott-Marti von der Anomie-Theorie von R.K. Merton aus. Spätestens seit

der symbolisch-interaktionistischen bzw. ethnomethodologischen Argumentation ist aber die erwähnte Anomie-Konzeption ernst in Frage gestellt worden. Die zwei letztgenannten "Schulen" sind im Hinblick auf die Verwendung von Begriffen wie Anomie und abweichendes Verhalten sehr skeptisch und schlagen vor sie durch neue unbelastete Begriffe wie "negative" soziale Identität, bzw. Kontra-Normensysteme (F. Cancian) zu ersetzen. Damit wollen sie, mit Recht, die Perspektive der Akteure – d.h. den weberschen "subjektiv gemeinten Sinn" – stärker berücksichtigen.

Gerade bei der Untersuchung von ethnischen Minderheiten wird, meiner Meinung nach, die bemängelte fehlende Optik der Handelnden und daher der implizite Ethnozentrismus im mertonschen Ansatz deutlich. Aus welcher Perspektive handeln nun die Tibeter anomisch, aus der Optik der schweizerischen Mehrheit oder aus der des Forschers? Beinhaltet ihr Verhalten tatsächlich eine "Dissoziation", oder ist es vielleicht – aus dem eigenen Blickwinkel her betrachtet – doch eine völlig sinnvolle, auf dem Kausalitätsprinzip beruhende Strategie zur Bewältigung von Alltagsproblemen?

Dementsprechend ethnozentrisch gefärbt sind sowohl die Indikatoren für Anomie als auch die Modi der individuellen Adaptation (S. 24-30). Misstrauen, Fatalismus, Apathie, sozialer Ritualismus, Reatretism, etc., sind im Grunde soziologische Bezeichnungen, die die beschriebenen Denk- und Handlungsstrukturen als "irrational" oder – im besten Falle – als realitätsfremd abqualifizieren. Die Vorstellung, dass solche Verhaltensmuster doch eine präzise rationale Begründung besitzen könnten, wird vom mertonschen Ansatz nicht im entferntesten in Erwägung gezogen.

Die arrogante Absurdität dieses Ansatzes lässt sich am eindrücklichsten am Beispiel mehrerer Überlagerungsgesellschaften – ich meine insbesondere die mediterranen Gesellschaften – nachweisen, in der die genannten Indikatoren der Anomie sowie die Modi der Anpassung also "normale", sinnvolle, legitime Denkmuster und Handlungsweisen betrachtet werden. Irgendwie verspürt die Autorin diesen impliziten Ethnozentrismus und versucht ihn demzufolge, mit einschränkenden Bemerkungen im Text und mit Fussnote auszumerzen. Im Kapitel über die Integrationschancen der Tibeter zeigt sich aber gerade ganz deutlich, wie diese zurückhaltenden Kritikversuche völlig unzureichend sind, denn die Autorin plädiert im Endeffekt für eine – zwar langfristige – Integration-Assimilation als Überwindung des anomischen Zustands. Anomie ist "anormal", sie muss daher unbedingt, so schnell wie möglich, durch totale Akkulturation behoben werden! Dieses ist das Leitmotiv von A.E. Ott-Mart im letzten Kapitel. Die Autorin fragt sich aber nicht, ob ein solches Ziel überhaupt realistisch und für die Tibeter plausibel und akzeptabel ist.

Der Untergang des nordamerikanischen "Melting-Pot"-Traums, das Weiterbestehen einer ausgeprägten ethnisch-kulturellen Rangstaffelung in der Sowjetunion, der libanesische Bürgerkrieg, die zunehmende "Pluralität" der europäischen Industrieländer zeigen ganz deutlich, wie vorsichtig man in Bezug auf die Vollständigkeit von Akkulturationsprozessen sein muss. Kontaktprozesse in unseren komplexen Gesellschaften leiten also nicht so sehr unmittelbare "gleitende" Assimilationsvorgänge ein, sondern sie zeigen eher, dass Akkulturation nur partiell sein kann.

Bereits ältere Studien über Einwanderer in Amerika haben diesen Sachverhalt sehr deutlich erkannt. Park und Miller sprechen 1921 von den "Oldworld Traits Transplanted", d.h. von den Verpflanzungen von Verhaltensorientierungen und Objektivationen der "Alten Welt". Auch Wirth in seinem klassischen Werk "The Ghetto" hält vollständige Akkulturation für unmöglich, wobei er sogar die Ghettoisierung als eine "Garantie" gegenseitiger Toleranz zwischen Einheimischen und

Zugezogenen ansieht und zudem auch als eine Möglichkeit für die Zuwanderer, ihre ethnisch-kulturelle Eigenständigkeit zu behalten.

Die Autorin hätte durch einen wenig ethnozentrischen Ansatz gewiss andere realistischere Alternativen für die Tibeter vorschlagen können, etwa die Bildung von subkulturellen Segmenten oder die Auffindung von kulturellen "Nischen"; d.h. Alternativen, die die kulturellen Eigenständigkeit der Tibeter in der Schweiz garantieren und zugleich die innerindividuellen, bzw. interkulturellen Konflikt-potentiale vermindern.

Trotz dieser Kritik ist das Buch eine anregende und empfehlenswerte Lektüre für jeden Theoretiker, bzw. Praktiker, der sich mit der Frage der interkulturellen Dynamik auseinandersetzt.

**Drogen-, Alkohol- und Tabakkonsum
Ein Beitrag zur Epidemiologie und Ätiologie bei jungen
Erwachsenen – Martin Sieber und Jules Angst**

unter Mitarbeit von Johann Binder, Bern, 1981 (Huber) 269 Seiten, Abbildungen,
Tabellen, kartoniert SFr. 31.–

Walter Weiss, ISPA, Institut suisse de prophylaxie de l'alcoolisme, Lausanne

Rund 10 Jahre nachdem der Konsum illegaler Drogen in der Schweiz grösseres Ausmass angenommen hat, veröffentlicht die vorliegende Studie empirische Daten zu diesem Problemkreis, die zwischen 1971 und 1978 erhoben worden sind. Die Untersuchung ist geeignet, die Diskussion um dieses soziale Problem in einem doppelten Sinne zu versachlichen: zum einen, indem sie versucht, ein realistisches Bild über Entwicklung und aktuelles Ausmass des Konsums – einschliesslich der zu erwartenden Tendenzen – aufzuzeichnen und zum anderen, indem sie die Problematik des Konsums illegaler Drogen an der von Alkohol und Tabak misst oder besser gesagt daran relativiert: "Die Wertung der Untersuchungsresultate lässt u.a. den Schluss zu, dass der spektakuläre Konsum illegaler Drogen den in weit grösserem Ausmass gestiegenen Alkoholkonsum und den erst seit wenigen Jahren leicht rückläufigen Tabakkonsum zu Unrecht aus dem Interessenkreis der Öffentlichkeit verdrängt hat" (S. 6). Liest man später, dass der Vergleich bezüglich des Alkoholkonsums einzig auf der Anzahl insgesamt erlebter Alkoholräsche beruht, so erscheint dieser Schluss allerdings etwas gewagt. Im übrigen lässt er sich so global durch andere Erhebungen mit Indikatoren über den habituellen Konsum auch nicht stützen.

Dem ersten, von Johann Binder verfassten Teil der Studie liegen Daten zugrunde, die 1971 und 1978 anlässlich der militärischen Aushebung des Kantons Zürich erhoben worden sind. Zur Ergänzung wurden in den besagten Jahren je eine Stichprobe von 20jährigen Frauen des selben Kantons schriftlich befragt. Anhand des Vergleichs der beiden Querschnittserhebungen wird über 40 Seiten in prägnanter Form die Entwicklung bzw. Veränderungen der Verbreitung des Drogenkonsums dargestellt und im Hinblick auf mögliche Massnahmen der Prävention und Drogenerziehung diskutiert. Mindestens was die illegalen Drogen angeht, sind keine bedeutsamen Veränderungen festgestellt worden: Der Konsum gemessen an der Zahl der 19 bzw. 20jährigen mit Drogenerfahrung hat sich stabilisiert; das Stadt-Landgefälle scheint sich auszugleichen; das Alter des Erstkontakts mit Cannabis ist im Untersuchungszeitraum zwar gesunken, ohne dass jedoch die Zahl der drogenerfahrenen Jugendlichen zugenommen hätte. Nach Binder ist dies vermutlich dadurch zu erklären, "dass die Vorverlagerung des ersten Drogenkontakts weniger ein Hinweis ist auf eine Verschärfung des Drogenproblems in unserer

Gesellschaft, sondern ein Ausdruck dafür, dass Drogen heute ein Bestandteil der Gesellschaft sind, in welche die Jugendlichen hineinwachsen” (S. 75f). Dem ist freilich entgegenzuhalten, dass in der Rate der im Untersuchungszeitraum stetig und um ein Vielfaches gestiegenen Todesfälle als Folge des Konsums illegaler Drogen durchaus ein Hinweis gesehen werden kann, der für eine Verschärfung spricht.

Dieser epidemiologischen Bestandsaufnahme wird in einem zweiten, dem Hauptteil der Studie, das Ergebnis einer Längsschnittserhebung zur Seite gestellt. Die Kontrolle der Konsumgewohnheiten von 840 Männern, die erstmals bei der erwähnten Gelegenheit und nach Verlauf von 3 Jahren (1974) ein zweites Mal befragt wurden, erlaubt Aussagen über Veränderungen bezüglich des Drogenkonsums auf individuellem Niveau. Hier zeigte sich, dass die Attraktivität von illegalen Drogen, vorab von Cannabis, in der späten Adoleszenz ihren Kulminationspunkt erreicht. Etwas vereinfachend gesagt, stellt der Konsum dieser Stoffe somit in der Mehrzahl der Fälle ein episodales biografisches Phänomen dar. “Der Anteil der Personen, die nach dem 19. Altersjahr mit dem Konsum von Drogen *aufhören*, ist mit 13,6% mehr als doppelt so gross wie der Prozentsatz derjenigen Männer, die damit beginnen” (S. 154). So weit die Studie in dieser Art beschreibt, muss man allerdings erwähnen, dass die jüngste Datenerhebung immerhin 7 Jahre zurückliegt. Das Risiko ist somit relativ gross, dass gerade bei in unserer Kultur so “jungen” Drogen wie Cannabis ein Befund etabliert wird, der durch die Realität bereits überholt ist. (Ein Beispiel dafür findet sich denn auch im Text selbst, wenn man die Beschreibung der Cannabiskonsumenten von 1978 in Teil 1 mit der von 1974 in Teil 2 vergleicht).

Weniger problematisch ist das Alter der Daten, wo es – und das ist das erklärte Ziel dieses Teils der Studie – um Ätiologie geht. Die Autoren standen hier vor der Frage, “ob einige wenige theoriegebundene Hypothesen überprüft werden sollten oder ob ein eher breit gestreuter Fragenkatalog sinnvoller wäre” (S. 95). Man entschied sich im Hinblick auf den epidemiologischen Ansatz und den Stand der Forschung für das Letztere, für “das Herausarbeiten und Isolieren von wichtigen Variablen, die mit dem missbräuchlichen Konsum in Zusammenhang stehen” (aa0). Das ist zumindest ehrlich und erspart dem Leser das Suchen nach einer theoretischen Struktur in der (gut 120 Seiten umfassenden) Beschreibung der untersuchten Beziehungen etwa zwischen Schulbildung, Berufsstatus, familiärer Situation, sozialer Integration, Gesundheits- und Freizeitverhalten sowie der Persönlichkeit (gemessen mit dem Freiburger Persönlichkeits-Inventar) und dem Konsum von legalen und illegalen Drogen. Schon diese (unvollständige) Aufzählung lässt erahnen, dass hier fast jeder etwas findet, was in sein eigenes Konzept passt. Das ist salopp ausgedrückt, aber die Frage drängt sich in der Tat auf, ob man denn mit einer solchen Forschungsstrategie in absehbarer Zeit und mit vertretbarem Aufwand zu stringenter Theoriebildung finden wird. Die vorliegende Arbeit jedenfalls scheint eher pessimistische Befürchtungen zu bestärken als das Gegenteil zu beweisen. So liest sich der abschliessende Abschnitt “Standortbestimmung und Ausblick” wohl symptomatischerweise wie eine zweite, eine nachgereichte Einleitung, in deren Verlauf die Autoren räsonieren: “Möglicherweise ist es aber heute noch zu früh, theoretische Modelle der Kausalzusammenhänge zu überprüfen. Es muss vorerst eine umfassendere und eingehendere Analyse analog der ersten beiden Abschnitte (dieser Studie/W.W.) durchgeführt werden, d.h. die bis heute gefundenen Merkmalszusammenhänge sind oft Zusammenhänge zu ‘Oberflächenmerkmalen’, deren genauere Bedeutung näher untersucht werden muss” (S. 231). Dieser letzten Feststellung kann man nur zustimmen. Nun wird allerdings am Beispiel des Merkmals “Depressivität”, dessen Zusammenhang mit dem Konsum von Drogen gut belegt, ist, noch vorgeführt, wie dies zu verstehen ist: nämlich dahingehend, dass das

fragliche Symptom – so ist “Oberflächenmerkmal” doch wohl in die wissenschaftliche Alltagssprache zu übersetzen – nach einzelnen Aspekten zu unterscheiden und deren je spezifischer Einfluss auf das Konsumverhalten zu ermitteln sei. Danach würde es also schon genügen, dieses Symptom präziser zu erfassen, um sich einer Erklärung für das interessierende Verhalten zu nähern. Wer an Ätiologie interessiert ist, wird da den eben zitierten Vorschlag der Autoren gegen diese selbst verteidigen wollen; den Vorschlag, nach der tieferen *Beudeutung* von Symptomen etwa aufgrund der diese evozierenden (sozialen) Erfahrungen zu suchen, um dann weiter zu fragen nach möglichen Zusammenhängen zwischen solcher Erfahrung und der Motivation zu Drogenkonsum. Dies gilt dann natürlich nicht für Persönlichkeitsmerkmale, sondern erst recht für die erwähnten soziologischen Kriterien. Aber dabei wird man nicht (mehr) ohne theoretische Modelle auskommen.

Die Arbeitszufriedenheit von Unternehmern und Mitarbeitern in gewerblichen Betrieben – Hans Jost Pleitner

Schriftenreihe des Schweiz. Instituts für gewerbliche Wirtschaft an der Hochschule
St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften/Duncker & Humblot
Berlin, München und St. Gallen 1981.

Peter A. Abplanalp, Bonstetten

Seit die Diskussion um die “Qualität des Arbeitslebens” aus den Wissenschafts-Stuben in die Direktionsetagen vorgedrungen ist, hat sich auch das Interesse an der Arbeitszufriedenheit wieder verstärkt. Die Vorliebe für dieses Thema hat Geschichte. Nach gewissen Schätzungen finden wir heute in der Literatur gegen 5000 Arbeiten, die sich mit dem Phänomen der “white collar woes” und der “blue collar blues” auseinandersetzen.

Pleitner fügt nun diesem Harst einen weiteren Titel hinzu, mit dem Ziel, einen breiten Aufriss der strukturellen Gegebenheiten und Probleme um den Faktor Arbeit im Gewerbe aus dem Blickwinkel der Arbeitszufriedenheit vorzulegen und nach möglichen Gründen für die aktuellen Personalprobleme (Abwanderung) in diesem Wirtschaftszweig zu forschen.

Pleitners empirische Arbeit hebt sich in methodischer Hinsicht wohltuend von vielem ab, was man heute in diesem Bereich anzutreffen gewohnt ist. Der einleitende erste Teil belegt sowohl den Sachverstand wie die Sorgfalt des Autors bezüglich der Anlage dieser umfangreichen empirischen Studie, wenn mir auch in diesem Kapitel die Bezüge auf Adorno, Wittgenstein, Hegel und Kant schon eher etwas zufällig erscheinen.

Vermutlich, weil aus Zeit- und Kostengründen kaum verschiedene Methoden eingesetzt werden können, erhebt auch Pleitner die Daten für seine Analyse mit Hilfe eines Fragebogens. Darin liegt eine klare Beschränkung, der sich der Autor allerdings bewusst ist, und die deshalb wenig ins Gewicht fällt, zumal Pleitner den Leser an verschiedenen Stellen vor übereiligen Daten-Interpretationen warnt.

Der zweite Teil der Untersuchung liefert die Interpretationen zu den 10 aufgrund von Plausibilitätsüberlegungen einbezogenen Arbeitszufriedenheits-Faktoren.

Dabei werden die Daten hinsichtlich zweier Dimensionen ausgewertet:

- die Arbeitszufriedenheit von Unternehmern und Mitarbeitern in gewerblichen Betrieben wird verglichen;
- die Arbeitszufriedenheit von Mitarbeitern in gewerblichen und in grossen Betrieben wird gegenübergestellt.

Die meisten Ergebnisse überraschen allerdings wenig. Ein positiver Zusammen-

hang zwischen dem Gefühl etwas zu leisten und der Zufriedenheit aus der Leistung wird ebenso vermerkt, wie die Einsicht, dass die positive Einschätzung der Position eines gewerblichen Mitarbeiters durch seinen Chef die Zufriedenheit günstig beeinflusst. Ebenfalls korrelieren kleine Produktionseinheiten sowie ein hoher Abwechslungs- und Freiheitsgrad mit hoher Zufriedenheit. Wenig überraschend ist auch, dass die Zufriedenheits-Quote bezüglich der Übernahme von Verantwortung bei jenen Mitarbeitern am höchsten ist, „bei denen der Wunsch mit der Wirklichkeit übereinstimmt“ (S. 106) sowie „dass das Empfinden, bei der Arbeit zu lernen, die Zufriedenheit positiv beeinflusst“ (S. 116).

Das Format der Vorgesetztenpersönlichkeit scheint die Zufriedenheit ebenso zu beeinflussen wie die Mitsprachemöglichkeit bezüglich der eigenen Arbeitssituation. Vertrauen hat genauso positive Wirkungen auf die Zufriedenheit wie die Höhe und die Sicherheit des Einkommens. Ebenso scheint es im Gewerbe an den menschlichen Beziehungen wenig zu mangeln, wenn auch die Kontaktzufriedenheit mit zunehmender Betriebsgröße abnimmt.

Die Arbeitsbedingungen scheinen im Gewerbe eher besser zu sein als in der Industrie. Doch hier wie dort wirken sich mangelhafte Arbeitsbedingungen (wie Dreck, Lärm usw.) sowie zu lange Wege zum Arbeitsort negativ auf die Arbeitszufriedenheit aus.

Der dritte Teil setzt sich mit der Arbeitszufriedenheit als Gesamtphenomen auseinander. Aus einsehbaren Gründen wird diesem Problem allerdings weniger Raum gewidmet als der Analyse der Einzelphänomene im vorigen Kapitel. Auch hier entsprechen die Ergebnisse dem, was aus ähnlichen Umfragen mittlerweile öfters bestätigt worden ist. 88% der Mitarbeiter in gewerblichen Betrieben und gar 96% der Unternehmer in diesen Betrieben äußern sich „sehr zufrieden“ oder „zufrieden“.

Diesem eindimensionalen Wert stellt Plattner eine Betrachtung des Verhältnisses der einzelnen Zufriedenheitsfaktoren zueinander gegenüber, wobei er die Bedeutung der Einzelfaktoren zum einen direkt abfragt und zum andern über Indexfragen ermittelt. Für die Mitarbeiter erweisen sich nach diesem Vorgehen die Faktoren Anerkennung, menschliche Beziehungen und Leistungsgefühl als besonders wichtig, für die Unternehmer hingegen die Art der Tätigkeit sowie die Übernahme von Verantwortung. Wenn die Größen Macht und Einfluss bei den Selbständigen die letzten (unbedeutendsten) Plätze belegen, so überrascht uns das wohl dann nicht, wenn wir uns die im allgemeinen negative Bedeutung dieser Begriffe vergegenwärtigen. Diese Rangfolge könnte sich somit durchaus auch als Konsequenz einer methodenbedingten Verzerrung ergeben.

Durch Faktorenaggregation errechnet Pleitner nochmals einen Wert der Gesamtzufriedenheit, der etwas hinter demjenigen aus der Globalfrage zurückbleibt.

Hier darf wiederum lobend hervorgehoben werden, dass der Autor sehr differenziert die methodischen Probleme seines Vorgehens (Indexbildung) erkennt und beleuchtet und damit den Leser vor einer allzu leichtfertigen Ausdeutung der errechneten Werte warnt.

Im vierten und letzten Teil schliessen sich Überlegungen zu den Auswirkungen der Arbeits-Unzufriedenheit und über die Möglichkeiten zur positiven Beeinflussung von Arbeitszufriedenheit an.

Für die Beantwortung der ersten Frage stehen dem Autor allerdings keine selbst erhobenen Daten zur Verfügung. Seine Ausführungen beschränken sich deshalb auf das Referieren der nicht sehr einheitlichen Auffassungen in der gängigen Literatur und münden in die vorsichtig formulierten Feststellungen, dass Arbeits-Unzufriedenheit allenfalls auf die Absenzhäufigkeit und auf die Möglichkeit eines Stellenwechsels einen entsprechend ungünstigen Einfluss ausüben kann. Allerdings

ist mir nicht ganz einsichtig, wie Pleitner angesichts des recht diffusen Bildes, das die bisherigen Forschungen skizzieren, die Bemerkung wagt, dass “die AZ bzw. AUZ nicht irgend ein psychologisches Phänomen ohne nennenswerte Bedeutung für den Betrieb darstellt, sondern eine Grösse von schwer zu unterschätzender wirtschaftlicher Tragweite” (S. 230). Fast scheint mir, als liesse sich die gesamte bisherige Forschung auch durch eine gegenteilige Feststellung zusammenfassen.

Die Beeinflussung der Arbeitszufriedenheit soll nach Meinung des Autors bei jenen Faktoren am ehesten angesetzt werden, bei welchen sich ein besonders grosser Unterschied zwischen der erklärten Bedeutung (Faktoren die als wichtig für die AZ eingeschätzt werden) und der errechneten Bedeutung (Faktoren die derzeit nur ungenügende AZ-Beiträge erbringen) ergibt. In der vorliegenden Studie sind dies die Faktoren Anerkennung, Einkommen und Entwicklungsmöglichkeiten bei den gewerblichen Mitarbeitern sowie Arbeitsleistung, Organisation, Führung und Entwicklungsmöglichkeiten bei den Unternehmern.

Die Therapievorschläge bewegen sich im gewohnten Rahmen und umfassen Empfehlungen wie regelmässige Anerkennung, systematische Leistungsbewertung und Gehaltsfindung, verstärkte Delegation von Ausführungskompetenzen, Weiterbildung und Erfahrungsaustausch sowie kompetente Planung und Information. Aufgrund der Studie lässt sich vermerken, so stellt Pleitner abschliessend fest, dass sich die Abwanderung qualifizierter Arbeitskräfte aus dem Gewerbe nicht generell durch ein Manko an Arbeitszufriedenheit erklären lässt. Immerhin – so der Autor weiter – bieten die erläuterten Ergebnisse ein Muster möglichen Vorgehens an, wenn sich in einem betriebsinternen Fall die Notwendigkeit zu einer Ueberprüfung der Arbeitszufriedenheit aufnötigt.

Das sind zwar durchaus Ergebnisse. Dennoch werde ich nach der Lektüre des fast 600-seitigen Werkes irgendwie den Eindruck nicht los, dass hier – wie auch bei anderen Untersuchungen zur Arbeitszufriedenheit – dem Papierberg eine Buchstabenmaus entschlüpft ist.

Daran vermögen auch die amüsanten und Gelehrsamkeit erweisenden Einstreuungen aus der Weltliteratur, die von Goethe und Schopenhauer bis hin zu Wilhelm Busch und Eugen Roth reichen, wenig zu ändern. Es scheint als gelte hier besonders, was Thomas Henry Huxley einmal gesagthat, dass nämlich Wissenschaft nichts ist, als geordneter und erprobter gesunder Menschenverstand.

Trotzdem – das sei hier deutlich vermerkt – ist Pleitners Studie für jeden lesenswert, der sich aus theoretischem oder aus praktischem Interesse mit dem schwierigen Konzept “Arbeitszufriedenheit” auseinandersetzen will. Der Text bietet einerseits dem theoretisch Interessierten ebenso kompetente wie umfassende Einblicke in die vielfältige Literatur zu diesem Problemkreis und erhellt ihm andererseits – wie schon mehrfach erwähnt – in überzeugender Weise die mit einer empirischen Erfassung verknüpften methodischen Probleme. Auch dem Praktiker vermag der Text sicher manche Anregung zu geben, zumal der Autor nicht der Versuchung erlegen ist, Wissenschaftlichkeit durch besonders gezielte Unverständlichkeit der Sprache vorzutäuschen.

Soziologie im Alltag: eine Einführung – Birgit Dechmann, Christiane Ryffel

Beltz, Weinheim und Basel, 1981

*Jeanne Tselicas, Soziologisches Institut der Universität Zürich,
Apollostrasse 2, 8032 Zürich*

Beim Buch von Dechmann und Ryffel handelt es sich nicht um eine Einführung in soziologische Theorie, sondern – wie es übrigens der Titel “Soziologie

im Alltag" vermuten lässt – um eine Einführung in soziologisches Denken für Laien und Anfänger, "egal, ob sie Sozialarbeiter, Hausfrau oder Lehrer sind" (S. 9). Meinem Versuch, es entsprechend unvoreingenommen zu lesen, war Erfolg beschieden: es war eine anregende und spannende, bisweilen verärgernde, also insgesamt eine vergnügliche Lektüre.

Die Hauptthese des Buches, wie sie im ersten Kapitel ausgeführt wird, ist die folgende: Alltagssituationen lassen sich durch soziologisches (später heisst es dann auch "systemisches") Denken als ziemlich klar strukturierte Gebilde erkennen; alltägliche Denkweisen ("individualisierendes Denken") verhindern sehr oft die Einsicht in diese Struktur und verstehen Lösungsmöglichkeiten in als schwierig erlebten Situationen. Die folgenden vier Kapitel des Buches nehmen diesen Gedanken wieder auf und stellen auf den vier Ebenen "Individuum", "Kleingruppe", "Organisation" und "Gesellschaft" soziologische Begriffe und Theorieansätze bereit, die es dem Leser erlauben sollen, seine Lage als Angehöriger dieser Gesellschaft besser zu verstehen.

Das zweite Kapitel, über das Individuum, ist zwangsläufig relativ kurz. Es erklärt, dass und wie gesellschaftlich vermittelte Konzepte auch die scheinbar einmaligen, individuellen Wahrnehmungen und spontanen Verhaltensweisen prägen. Das dritte Kapitel zeigt dann auf, auf welche Weise die Strukturen, die sich in Kleingruppen meist unkontrolliert bilden, auf der Zuweisung von Quasirollen an die einzelnen Teilnehmer durch die anderen beruhen – Quasirollen, die zugleich auch "gewählt" und ausgefüllt werden durch die Einzelnen gemäss ihren Vorstellungen von sich selbst, den anderen und den der Situation angemessenen Rollen. Die Diskussion dieser Zusammenhänge erfolgt nicht abstrakt, sondern anhand von Beispielen, wobei man einigen der Figuren, die hier auftreten, auch in den späteren Kapiteln immer wieder begegnet. Das vierte Kapitel ist dem Verhalten von Menschen in Organisationen gewidmet. Begriffe wie "mechanistische" und "organische" Organisation (als zwei extreme Formen der Strukturierung von Organisationen) und vor allem der Begriff der Rolle stehen hier im Zentrum. Konflikte und Probleme von Mitgliedern von Organisationen werden analysiert, besprochen und Veränderungsmöglichkeiten erörtert. Das letzte Kapitel schliesslich zeigt auf, wie in der Gesellschaft Statuspositionen verteilt sind, wie die Schichtzugehörigkeit das Leben und die sozialen Konzepte der Gesellschaftsmitglieder bestimmt und welche Wege es gibt, zumindest auf der individuellen Ebene durch grössere Offenheit und Bereitschaft zum Verstehen anderer Normen und Lebensweisen Handlungsweisen zu entwickeln, die einer Stabilisierung entgegenwirken.

Diese etwas trockene Inhaltsdarstellung wird dem Buch nun aber nicht gerecht. Ebenso wichtig wie die Inhalte und für das Buch kennzeichnender sind die lebendige, ganz auf die klärende Analyse von Situationen ausgerichtete Darstellung, die vielen Illustrationen (Schemata, Statistiken, Zeichnungen), und die an geeigneten Stellen eingeschobenen Fragenkataloge zuhanden des Lesers, der damit eingeladen wird, seine eigene Situation anhand der neu eingeführten Konzepte auch gleich zu überdenken. Hervorzuheben sind schliesslich die über das Buch verstreut eingeschobenen "Werkstattgespräche" zwischen den Autorinnen, in denen über das Erreichte sowie über die noch anstehende Arbeit reflektiert wird. Damit wird dem Leser ein Einblick in die Genese des Buches gegeben und in die Ideen und Absichten, die die Autorinnen damit verbinden.

Wie gesagt, will das Buch alltägliche Phänomene mithilfe soziologischer Konzepte für den Laien durchsichtiger machen; es ist kein Beitrag zur soziologischen Theorie und es wäre deshalb unangemessen, es im Hinblick auf die verwendeten Methoden und Theorien wie einen solchen zu kritisieren. Trotzdem seien hier zumindest einige Fragen notiert, die sich bei der Lektüre einstellten. So lösen meines

Erachtens die “Werkstattgespräche” Fragen und Probleme erstaunlich schnell z.B. S. 12); ebenso stösst die Analyse von Problemsituationen im Text selten auf fundamentale Schwierigkeiten : der Effekt ist ein lockerer, optimistischer Einschlag, der dem Buch sehr gut ansteht, nicht aber immer befriedigend ist : verschiedene Schwierigkeiten beruhen nämlich nicht auf “individualisierendem Denken” allein, sondern auf strukturellen Zwängen. Ein weiterer Punkt : soziologische Klassifikationen und Ansätze werden von den Autorinnen als Folie eingesetzt, auf deren Hintergrund die Analyse von verschiedenen interessanten Gegebenheiten möglich wird. Die Größen, mit denen die Analyse operiert, werden aber kaum reflektiert, sondern eingesetzt; die Veränderungen, zu denen das Buch anregen will, sind vorab Veränderungen im Rahmen des Bestehenden.

In engem Zusammenhang dazu gehört z.B., dass das 5. Kapitel (Angewandtes soziologisches Denken auf der Gesellschaftsebene) einen zwar kurzen, aber recht klaren Einblick in die Schichtstruktur unserer Gesellschaft vermittelt, die Problematik wird aber durch die verwendeten Beispiele sozusagen umgebogen : Möglichkeiten der Veränderung werden illustriert als Verhaltensänderungen im Privatbereich, idem z.B. durch “Voneinanderlernen und gegenseitiges Akzeptieren” (S. 219), die Folgen von Schicht- und Kulturunterschieden entschärft werden.

Dadurch werden jedoch die strukturellen Ursachen von Ungleichheiten, die effektiv nur kollektiv angegangen werden können, kaum tangiert.

Obwohl mir dieser letzte Mangel ein ziemlich zentraler scheint, können die gemachten Einwände das Verdienst des Buches kaum schmälern : der sich nicht akademisch mit Soziologie befassende Leser findet hier eine Einführung, die ihm Informationen über seinen Alltag vermittelt, Anregungen und Hinweise auf Handlungsmöglichkeiten gibt, die nicht einfach auf der Hand liegen und trotzdem auf dem Hintergrund der Diskussion in dem Buch jene gewisse Selbstverständlichkeit erhalten, die nötig ist, um ihn zu eigenem Probefehden zu ermuntern. Zudem ist das Buch klar fasslich, anregend und fast überall leicht verständlich geschrieben.

Sicher ein Buch, das bisher **gefehlt** hat ! Es ist ein Anfang in dem wichtigen Versuch, die Soziologie endlich an den Mann bzw. die Frau zu bringen.

Sociologie de la paysannerie. Approche pluraliste de la collectivité paysanne du Val-de-Travers – François Hainard

Lang (Publications Universitaires Européennes, série XXII, vol. 63),

Bern/Frankfurt a.M./Las Vegas

Peter Arnold, Faculté des Sciences économiques et sociales, Genève

A l'étranger, l'image de marque de la Suisse garde probablement, à côté des montagnes (berceau du tourisme), des montres (symbole de la “qualité helvétique”) et des banques (refuges prospères ou “monstres froids”, suivant les points de vue), une très forte empreinte agricole où l'emmenthal/gruyère, le chocolat, le cor des alpes et la “youtze” ainsi que l'armailli montant à l'alpage doivent faire bon ménage. **Même s'il est grossièrement déformant, ce stéréotype peut réclamer une parcelle de vérité. La Suisse, un des pays les plus riches du monde, des plus industrialisés et des plus tertiarisés, est en effet encore teintée d'une profonde ruralité. La taille de ses localités et de ses entreprises est souvent plus proche des bourgs ruraux et des ateliers artisanaux ou des fermes paysannes que des métropoles et des grands complexes industriels. Le poids politique des agriculteurs, qui pourtant ne forment plus que 4 à 5 % de la population, reste considérable. Le folklore est aussi vivant**

qu'il est nostalgique d'un passé campagnard harmonieux. Dans l'auto-définition du "caractère suisse", la référence aux supposées vertus paysannes est constante.

On peut donc s'étonner à juste titre du faible intérêt que nous, sociologues, avons accordé jusqu'à présent aux producteurs agricoles de notre pays et aux aspects ruraux de la société globale dans laquelle nous vivons. Nous avons laissé ce soin aux spécialistes de la "Völkerkunde", aux agronomes et aux planificateurs régionaux – ou aux ethnologues américains. Ce n'est pas un des moindres mérites de l'ouvrage que François Hainard consacre à la collectivité agricole du Val-de-Travers, que de nous avoir rappelé cette étrange lacune, tout en se proposant de poser les fondements d'une sociologie des paysanneries suisses.

Fils d'agriculteur, François Hainard a fait de son milieu d'origine le sujet de sa thèse de doctorat (Université de Neuchâtel). Cette proximité existentielle n'est certainement pas étrangère à la richesse de l'analyse où foisonnent les informations intéressantes et les correctifs aux idées reçues, de manière que tenter même un résumé succinct des principaux apports de l'ouvrage relèverait du tour de force. Aussi me contenterai-je d'en indiquer quelques-uns parmi les plus marquants.

L'intérêt de l'auteur s'est centré sur deux facettes de la réalité étudiée : la différenciation interne de la collectivité agricole du Val-de-Travers, et les changements sociaux qui la traversent, principalement depuis la dernière guerre mondiale.

Le monde agricole est souvent vu comme homogène, s'opposant en bloc à l'univers non agricole, urbanisé. Pour défendre ses intérêts, il se présente d'ailleurs volontiers lui-même comme tel, même si ces derniers temps des lézardes sont apparues sur le bâtiment unitaire. Les chercheurs se contentent généralement de recourir à une "mixture" de critères de classe (propriété des moyens de production) et de statification (comme la surface cultivée) et de vérifier l'hypothèse d'une division croissante entre exploitants capitalistes d'une part, éléments semi-prolétarisés ou prolétarisés de l'autre. C'est faire peu de cas des clivages nombreux et subtils qui parcourent les sociétés rurales et dont l'agriculteur, lui, est parfaitement conscient : "Le paysan quant à lui dispose de toute une série de critères qui lui permettent de parler des autres paysans, de les distinguer et de se situer par rapport à lui" (p. 112). Aussi convient-il de saluer l'essai de typologie discriminante que F. Hainard a tenté pour classer les 291 paysans-exploitants du Val-de-Travers sur lesquels il concentre son analyse. Sur la base d'une douzaine de critères, il élabore cinq types principaux. Nous voyons une *petite paysannerie à plein temps*, située en moyenne montagne, cherchant désespérément à s'agrandir par l'affermage de terres au prix d'un morcellement des surfaces exploitées, entièrement spécialisée dans le lait et l'élevage, jouxter des *mini-exploitations agricoles* sur le point de disparaître, des *paysans propriétaires* de la majorité des terres qu'ils cultivent et qui forment leur successeur sur place. Ces paysans font figure de petits par rapport à la majorité des *fermiers*, formés à l'école d'agriculture, avec lesquels ils co-habite dans la même zone géographique de montagne, et des *riches exploitants* du fond de la vallée qui équilibrent parfaitement cultures et vaches laitières, ainsi que terres en propriété et louées.

Sur le plan du changement social, deux aspects me semblent mériter un intérêt particulier: l'explication que ces agriculteurs donnent de l'exode rural et la difficulté analytique grandissante de les distinguer d'autres groupes sociaux et de catégories de producteurs. Ce dernier trait n'est d'ailleurs pas étonnant quand on sait qu'ils ne forment plus qu'un faible dixième de la population du Val-de-Travers, que leur proportion est infime dans les deux localités les plus grandes de la vallée et qu'ils ne constituent la majorité que dans les deux villages les plus petits de la région.

Depuis le début du siècle, et presque sans interruption, le Val-de-Travers est une terre d'exode, au point qu'en 1979 le nombre d'habitants est retombé au niveau de 1850. Dans un premier temps, l'origine de cette hémorragie est sans doute

à rechercher dans l'exode agricole, soutenu par le départ d'autres couches de la population. Ces dix dernières années cependant, le déclin de l'industrie semble être le responsable principal des émigrations. Mais, quoiqu'il en soit, l'abandon du travail de la terre n'a cessé de marquer l'histoire régionale depuis fort longtemps. Ainsi, le nombre d'actifs permanents dans l'agriculture est passé de 2111 en 1905 à 495 en 1975. Comment les agriculteurs expliquent-ils eux-mêmes cet abandon massif ? La raison la plus souvent invoquée est la faiblesse ou l'irrégularité du revenu, suivie immédiatement par l'impossibilité de trouver un domaine ou d'agrandir la surface de l'exploitation. C'est ensuite seulement qu'on invoque le manque de capital (pour améliorer les bâtiments ou se mécaniser), alors que des facteurs comme la pénibilité du travail, l'isolement géographique ou la difficulté de trouver une épouse sont jugés sans importance par plus du quart des personnes interrogées.

Sur le plan économique, l'ouvrage nous fait entrevoir quelques changements fondamentaux qui font apparaître une soumission croissante de la sphère agricole au capitalisme. Il y a *spécialisation* de plus en plus poussée des agriculteurs dans l'élevage et la production laitière, synonyme sans doute de quasi-disparition de l'auto-subsistance. Malheureusement, F. Hainard néglige cet aspect, capital à mon avis. L'auto-subsistance (vivrière surtout) ne fut-elle pas dans le temps une des armes principales de la résistance paysanne face l'intrusion du marché et des pouvoirs extérieurs ? Aujourd'hui, une bonne partie du lait est vendue à la Migros. Pour l'instant, les agriculteurs semblent tirer profit de leur négocie avec ce géant commercial. En sera-t-il toujours ainsi ?¹ Un autre mouvement de *concentration* est longuement abordé, celui des terres : augmentation progressive des surfaces cultivées, disparition des pâturages communaux, importance considérable des terres affermées qui occupent environ 55% du total des surfaces, ce qui est supérieur à la moyenne suisse. Il est vrai que cette proportion est en légère régression depuis 1955. Mais il reste que, selon F. Hainard, "aujourd'hui, l'idéal économiquement parlant pour un agriculteur est, si possible, de pouvoir tenir un domaine en qualité de fermier" (p. 187), tant les terres héritées sont grevées de droits de succession et les achats de domaines onéreux. Ni propriétaire de la majorité des terres travaillées ni auto-subsistant, la figure de proue de l'agriculture régionale actuelle n'est-elle plus qu'un simple agent économique parmi d'autres, un maillon dans une division du travail généralisée ? Certes, une partie décisive des moyens de production (machines, éventuellement bâtiments, terre) reste la propriété des agriculteurs. Ces derniers disposent aussi d'une grande autonomie d'entreprise. Mais le rythme et la durée du travail s'alignent de plus en plus sur des modèles industriels. Les "paysans"² du Val-de-Travers sont d'ailleurs conscients de cette situation hybride qui atteste leur *perte d'identité* progressive. Ils se sentent proches de l'artisan, du commerçant et de l'entrepreneur d'une part, de l'ouvrier et du manœuvre de l'autre (alors qu'un fossé les sépare des fonctionnaires et des membres des professions libérales).

Cette perte d'identité propre trouve sa correspondance dans le cadre de vie et le comportement socio-culturel des agriculteurs étudiés : villages de plus en plus dominés (au moins démographiquement) par d'autres couches sociales, disparition de l'entraide typiquement paysanne, alignement sur le modèle de la famille **nucléaire**,

¹ Il aurait été intéressant d'apprendre plus sur l'attitude des producteurs face au contingentement laitier. Mais l'approche un brin trop "isolationniste" que F. Hainard adopte dans l'étude de sa collectivité lui fait négliger, comme tant d'autres, cet important aspect des relations entre agriculteurs et société englobante.

² C'est ainsi qu'ils s'appellent quand ils sont entre eux, alors que dans les rapports avec l'extérieur, ils s'affichent "agriculteurs". Nuance subtile qui vaut son pesant de conscience du changement de statut dont ils sont l'objet actuellement.

départ des parents qui prennent leur retraite en allant s'installer dans un appartement au village, baisse de l'endogamie villageoise et de l'homogamie entre enfants d'agriculteurs, reconnaissance croissante de la nécessité d'une formation scolaire...

C'est peut-être cette disparition (au moins apparente) de modèles typiquement ruraux qui explique le faible intérêt des sociologues suisses pour les producteurs agricoles. Mais ce constat d'homogénéisation des modèles et des conduites, qui ne me semble d'ailleurs décrire qu'une facette de la réalité, est nécessaire et utile pour foncer une meilleure connaissance de notre société helvétique.

An Encyclopedic Dictionary of Marxism, Socialism and Communism — Jozef Wilczynski

Walter De Gruyter, Berlin und New York, 1981, 660 S., DM 118.—
Isidor Wallmann, Schule für Sozialarbeit, 4053 Basel

Es ist nicht leicht, dem Leser ein ausreichendes Gefühl für den Inhalt des hier zur Besprechung stehenden Buches zu geben.

Ich habe mich entschlossen, einige Kategorien aufzuführen, unter welche man z.B. die in diesem Buch erwähnten Stichworte einreihen könnte. Anschliessend an diesen Versuch, einen Überblick zu vermitteln, werde ich noch kurz auf einige inhaltliche Fragen eingehen, und gewisse Fehler aufzeichnen.

Zuerst muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass es meines Wissens kein Werk solcher Art gibt, und dass die darin enthaltenen Themen bedeutend vielseitiger ausfallen, als man dies unter Umständen vom Titel des Buches her erwarten würde. Es ist dies ein sehr kompetent zusammengestelltes, äusserst informatives und vielseitiges Buch, welches meines Erachtens mindestens in jede Forschungsbibliothek gehört.

Wie man vom Titel des Buches erwarten kann, enthält es Erläuterungen zu Begriffen, welche vor allem im marxistischen Gedankensystem ihren Niederschlag finden (z.B. *class "in itself", class "for itself", reserve army of workers, withering away of the state, surplus value*). Eine sehr grosse Anzahl von Stichworten fallen in das Gebiet der sozialistischen und kommunistischen Bewegungen und darin berühmt gewordene Politiker, Aktivisten und Theoretiker (z.B. *April Theses, De Leonitis, Erfurt Programme, Deutsch-Französische Jahrbücher, Georg Gapon Solidarity (Solidarnosć), Clara Zetkin*). Die meisten, wenn nicht sogar alle existierenden kommunistischen, sozialistischen und kommunistischen Parteien der Welt sind erwähnt und ihre Geschichte kurz geschildert. Dasselbe gilt für viele Gewerkschaftsbewegungen und -organisationen (z.B. *AFL-CIO, Old Unionism*), wie für Gruppierungen, deren Ziel eine egalitäre Lebensform war oder ist (z.B. *New Harmony, Obshchina, Kibbutz*). Aufgeführt werden auch etliche Begriffe aus der "kapitalistischen" wie der "nicht-kapitalistischen" Volkswirtschaftslehre (z.B. *Interest, Above Compulsory Delivery, Counter Planning, Liberalism, Absolute Consumer Sovereignty, Optimal Planning, Physiocratism, Quantity Theory of Money*), der Betriebswirtschaftslehre (z.B. *Fordism, Managerialism, Taylorism, Saratov Method, Stakhanovism*) und der Wirtschaftsorganisation (z.B. *International Shipowners' Association*).

Die Vielseitigkeit des Buches zeigt sich darin, dass eine grosse Anzahl der Einträge in Gebiete fallen, welche ausserhalb der vom Buchtitel unmittelbar angesprochenen Gebiete liegen. So findet man nebst Einträgen zur Geschichte und Politik des Sozialismus auch Stichworte zur allgemeinen Politik und Geschichte (z.B. *Amah, Combination Act, Enragés, Marshall Plan, Nagasaki Flag Incident*,

Zionism, Convergence Thesis, Domino Theory, "Politics in Command", Un-American Activities) und deren Persönlichkeiten (z.B. *Alexander N., Radishchev*). Auch stösst der Leser auf Stichworte aus der allgemeinen Philosophie (z.B. *Absolute Truth, Concept, Logical Positivism, Personalism, Pragmatism*), wobei der Autor auf wertvolle Art und Weise in einer kurzen Abhandlung aufzeichnet, welchen Standpunkt die marxistische Philosophie gegenüber andern philosophischen Richtungen einnimmt. Vorhanden sind auch Einträge zur Kunst (z.B. *Surrealism, Cubism*), Mathematik (z.B. *Linear Programming*), Physik (z.B. *Matter*), Militär (z.B. *Bacteriological Warfare, Stalin's Organs*), Landwirtschaft (z.B. *Agrobiology*), Linguistik (z.B. *Cyrillic Alphabet*). Eingetragen sind zudem Namen von Wissenschaftlern aus verschiedensten Gebieten (z.B. *Ernst Mach, Jean-Charles Sismonde de Sismondi, Ota Sik, Lysenko*), Dialek-Ausdrücke wie *Pinko*, russische Handelsnamen wie *Lada*, Zeitungen wie *The Beehive*, und soziologische Begriffe wie *Resocialization* und *Sociology of Knowledge*.

Beim Erarbeiten dieses Werkes hat sich der Autor, wie er sagt, zum Ziel gesetzt, möglichst objektiv zu sein. Im Sinne einer Informationsvermittlung zögert er aber nicht "... to highlight the strengths and failings of Marxism, especially in comparison with capitalism". Es muss unmittelbar eingestanden werden, dass das hier zur Diskussion stehende Buch nach grösstem Bemühen für Objektivität zusammengestellt ist, und dass der Autor sein sich selbst gesetztes, schwieriges Ziel weitgehend erreicht hat. Dennoch ergeben sich einige Diskussionspunkte, bei denen man recht unterschiedlicher Meinung sein kann. Der Autor bezweifelt z.B., dass einige Postulate, welche den *Full Communism* ausmachen sollen, miteinander zu vereinbaren sind. So glaubt er, dass es für den unter *Full Communism* erwarteten, allgemeinen Wohlstand einer Geldwirtschaft bedingt, und dass eine staatslose Gesellschaft auch nicht ohne Marktverhältnisse zu erreichen sein wird. Weiter hält der Autor Marx' Überlegungen bezüglich der *Reserve Army of Workers* für überholt. Der technische Fortschritt hätte bis anhin die Arbeitslosenrate nicht erhöht, wie man es aufgrund der marxschen Überlegungen hätte erwarten können. Gleichzeitig unterlässt es der Autor allerdings, anzugeben, in welchem Ausmass er diese Feststellung nur auf die entwickelten Länder abstützt, welche nur einen Teil des gesamten weltwirtschaftlichen, kapitalistischen Systems darstellen. Beim Einbeziehen aller vom kapitalistischen Marktsystem betroffenen Länder dürfte Marx' Begriff der *Reserve Army of Workers* doch vermehrt seine Gültigkeit behalten. Vermerke ähnlicher Art treffen auch für die vom Autor gemachten Äusserungen bezüglich der Begriffe *Immiseration of the Proletariat* und *Iron Law of Wages* zu.

Unter dem Stichwort *Natural Selection* wird erwähnt, dass Marx den ersten Band von *Das Kapital* beinahe Darwin gewidmet hätte. Dieses Stück Information – obwohl weitherum verbreitet – darf heutzutage als "Fehlinformation" bezeichnet werden. Die Geschichte dieser "Fehlinformation" und die Aufschlüsselung ihres Ursprungs, kann in "Marx and Darwin": A Literary Detective Story" (*Monthly Review*, Vol. 31, Nr. 10, S. 40-58) nachgelesen werden.

Nebst ein paar Druck- und andern kleinen Fehlern (z.B. unter *Hess, Moses, Immiserization of the Proletariat, Social Democratic Party of Switzerland, Existentialism*) gibt es vor allem noch zu vermerken, dass – unter dem Stichwort *Patriarchy* – korrekterweise in diesem Zusammenhang nicht das Wort *polygamy*, sondern *polygyny* stehen sollte. Ansonsten möchte ich nochmals darauf hinweisen, dass das hier besprochene Buch eine ausgezeichnete Leistung beinhaltet, und eine wertvolle Ergänzung auf dem Büchermarkt darstellt.

Person und Institution – Rosemarie Pohlmann (Hrsg.)
Helmut Schelsky gewidmet

Königshausen und Neumann, Würzburg, 1980, 223 Seiten
Robert Hettlage, Regensburg / Basel

Das vorliegende Buch ist nach den beiden umfangreichen Schelsky-Festschriften von F. Kaulbach (1978) und H. Baier (1977) eine dritte "kleine" Festschrift von Autoren, die alle dem jüngeren Mitarbeiterkreis Schelskys in Bielefeld und Münster angehörten, den letzten, die Schelsky unmittelbar als akademischen Lehrer erleben konnten. Schon die Zusammensetzung der Autoren: Soziologen, Philosophen, Juristen, Theologen, sollen die Breite des Arbeitsfeldes von Schelsky in der Gesellschaftstheorie, Rechtssoziologie und Rechtsphilosophie widerspiegeln. Ausdrücklich ausgeklammert wird hingegen Schelskys Aktivität der letzten Jahre, in der er sich aus der Fachwissenschaft mehr und mehr zurückzog, um politisch und polemisch auf die Gefährdungen hinzuweisen, die der Fachwissenschaft, insbesondere der Soziologie, drohen.

Den vehementen Kritiker der Soziologie von innen heraus gab es allerdings schon vor dieser politischen Wende. Das stellt Rosemarie Pohlmann in ihrem einleitenden Essay zum soziologischen Denken Schelskys dar. Der Buchtitel "Person und Institution" soll selbst nichts anderes sein, als ein Hinweis auf das Forschungsfeld einer kritischen Gegenwartswissenschaft, wie Schelsky sie verstanden hat. Das praktische Leben ist in allen Bereichen verwissenschaftlicht; die wissenschaftliche Zivilisation zur Substanz des praktischen Lebens geworden. Das bedingt ein neues Verhältnis des Menschen zu sich selbst und zu seiner Welt. Damit wird auch die Aufgabenstellung der Sozialwissenschaften, speziell der Soziologie, in dieser modernen Gesellschaft bestimmt als Handlungswissenschaft, Orientierungswissenschaft und Kritik. Pohlmann zeigt gut auf, in welchem Verhältnis Handlungs- und Orientierungswissenschaft bei Schelsky zum Krisenbewusstsein des Einzelnen stehen, dass es Schelsky andererseits aber primär nicht um eine Kritik der verwissenschaftlichten Gesellschaft geht, vielmehr um eine Kritik des Allmachtanspruchs einer Soziologie, die das Sinnthema unserer Epoche, das Verhältnis von Institution und Freiheit nur ganz am Rande begriffen zu haben scheint. Schelsky übersieht keinesfalls die Gefährdungen der Autonomie der Person durch die technisch-wissenschaftliche Zivilisation, die Verbrauchergesellschaft, die Mediengesellschaft, die Planungsgesellschaft u.a.m. Er legt vielmehr Gewicht auf die Gefahren, die von der Wissenschaftsgesellschaft als "Sachzwang" der modernen Welt gegenüber dem menschlichen Innenleben ausgehen. Sozialwissenschaften müssen durch Selbst-reflexion und kritische Distanz den Handlungscharakter der Person bewusst halten. Dem dient u.a. die "institutionalisierte Dauerreflexion" im Hinblick auf die Realisierung einer weltbürgerlichen Gesellschaft. Der "Offenheit der Theoriebildungen in den modernen Wissenschaften und der Offenheit der Institutionen gegenüber den durch Kritik und sozialen Wandel begründeten Aenderungsansprüchen entspricht eine 'Offenheit der Person' gegenüber den Sachzwängen der modernen wissenschaftlichen Zivilisation. Hier liegt die Aufgabe einer Bildung durch Wissenschaft . . . dass (sie) als Fachwissenschaft unsere Zivilisation produziert und deren Ordnung und Funktionalität festlegt, dass sie aber als wissenschaftliche Bildung diese sich verfestigenden Strukturen und Zwänge eben dieser Zivilisation wieder aufreisst zugunsten der unendlichen Möglichkeiten der Menschen und der Souveränität und sittlichen Verantwortung der Person." (Seite 25).

Um diese Grundthematik gruppieren sich die ersten drei Beiträge, die Aufklärung, Herrschaft und Religion als Ausdruck bestimmter Wirklichkeitsauffassungen und Handlungsanleitungen untersuchen. *Volker Gerhardt* ("Aufklärung als

Institution“) schält heraus, dass Aufklärung ein methodologisches Programm zur gesellschaftlichen Organisation, zur Generalisierung der Verantwortung und zur Anerkennung der Geschichtlichkeit ist. Entgegen allen Verzerrungen des Aufklärungsbegriffs weist er gegen Weischedel, Löwith und auch Schelsky nach, dass mit der „Orientierung nach vorn“ das Ueberlieferte und Bestehende funktional („als Natur“) legitimiert wird und folgerichtig Geschichte als Universalgeschichte in Form von Geschichtsschreibung und Geschichtsphilosophie eine verstärkte Aufmerksamkeit erfährt. Die von der Aufklärung intendierte wissenschaftliche Zivilisation „basiert auf einer diesseits orientierten Selbstbehauptung nach ökonomischen Prinzipien (Nützlichkeit); sie betont den Wert eines methodischen Erfahrungsgewinns unter Anerkennung subjektiver Gleichheit und Freiheit (Kritik); und sie setzt auf die fortschreitende Entwicklung der Lebensmöglichkeiten im Anschluss an das historisch und natürlich Gegebene (Geschichte)“. Aus diesem Grund glaubt Gerhardt von Aufklärung als Institution reden zu können (S. 55).

In ähnlicher Weise nimmt *Hartmann-Tyrell* die Institutionalisierung von Herrschaft auf. Er legt dar, dass Herrschaft sich von der labilen, interessenbedingten Konstellation durch das Element der Legitimität abhebt und damit ihren Institutionscharakter erhält. „Dieser Differenz entspricht die fundamentale, handlungstheoretisch überaus wichtige Differenz von an Interessenlage orientiertem Handeln einerseits und an Geltung und Normen orientiertem Handeln andererseits. Legitimität bzw. Legitimierung sympathisiert und betrifft nun gerade auch im Herrschaftskontext die ‘Umstellung des Handelns’ (der Gehorchenden) vom ersten auf den zweiten Handlungstypus“ (Seite 88). Dass dies für Schelskys Theorie der Institutionen, d.h. für den Ort der Freiheit innerhalb der Institutionen, etwa durch die Möglichkeiten individueller Distanznahme (Legitimitätsentzug), von Bedeutung ist, wird zwar von Tyrell leider nicht hervorgehoben, liegt aber auf der Hand.

Helge Siemers („Die Religion der Soziologie“) versucht anhand der verschiedenen Religionsdefinitionen zu zeigen, dass sich die Soziologie auf die sozial geregelten Aspekte der Religion, also auf die Religion als soziale Institution richtet, während der Gläubige sie als personale Lebensform und Freiheitserfahrung begreift und erfährt. Als Kind einer bestimmten Form von Aufklärung – nicht in dem von Gerhardt analysierten Sinn – verstand sich Soziologie allzu oft nur als Religionskritik und Kritik an den Einschränkungen bürgerlicher Freiheiten durch traditionale Mächte. Heute hingegen sollte nach Siemers die Frage im Vordergrund stehen, „auf welche Weise der personale und sozial-institutionelle Aspekt der Religion im einzelnen aufeinander zu beziehen sind, ein neues Problem, dem sich Religionssoziologie und Theologie gemeinsam und ohne die auf beiden Seiten oft anzutreffenden Scheuklappen zuwenden sollten“ (Seite 113).

In einem weiteren Beitrag versucht *Rosemarie Pohlmann* („Moral als Bedingung personaler Freiheit“), ausgehend von unterschiedlichen psychologischen Moral- und Freiheitstheorien, den soziologischen Freiheitsbegriff zu umreissen und als „soziale Handlungskompetenz nach Moralregeln“ zu verstehen (Seite 152). Durch empirische Fassung des Moralbegriffs als „ein mittels sozialer Interaktion ermöglichter und vorangetriebener selbstkonstitutiver Prozess des Ich“ soll es möglich sein, eine konkrete Analyse der Bedingungen personaler Freiheit voranzutreiben (Seite 154); denn in Form von Moral grenzt sich die Person von der Normativität der Gesellschaft (Recht, Brauch, Konvention) ab und gewinnt ihre eigentümliche Identität und damit ihren individuellen Freiheitsspielraum. Personale Freiheit wird auf den Aktionsspielraum der Person gegen die Funktionsbedingungen des sozialen Systems bezogen, ohne allerdings notwendigerweise ausser acht lassen zu müssen, „dass personale Freiheit und gesellschaftliche Freiheit sich gegenseitig voraussetzen und bedingen, d.h. fördern oder hemmen, ohne dass sie ineinander aufgehen oder aufeinander reduzierbar sind“ (Seite 155).

Auch in der Rechtssoziologie Schelskys wird das übergreifende Leithema durchgehalten. *Andrea Holtwick-Mainzer* setzt sich mit der von Schelsky erhobenen Forderung eines personal-funktionalen Ansatzes in der Rechtssoziologie auseinander. Das Verhältnis von Recht und Person gestaltet sich anhand der Struktur von Rechts-sätzen und der Frage der Verbindlichkeit einer Rechtsordnung für die Person. Eine Rechtsordnung, welche Gleichheit und Freiheit garantiert, wird anhand der Vor- aussetzungen des kategorischen Imperativs Kants diskutiert.

Wolfgang Meyer-Hesemann arbeitet als zentrale Begriffe der Rechtssoziologie Schelskys "Verfahren, Rechtsgefühl und Rechtsbewusstsein" heraus. Im Anschluss an die Frage, ob materielle Gerechtigkeitsvorstellung oder eine formale Verfahrensgerechtigkeit zum Schultze politischer Gleichheit und personaler Freiheit vorzuziehen sind, geht der Autor der Frage nach, welche Anforderungen zu erfüllen seien, um gerechte und rationale Gerichtsentscheidungen zu garantieren. Er plädiert mit Schelsky für eine Rücknahme materialer Gerechtigkeitsansprüche zugunsten einer Institutionalisierung formaler Gerechtigkeit, wonach Gerechtigkeitsansprüche verfahrensmässig einlösbar gemacht werden, und gerecht als nur das anzusehen, was dem geltenden Recht entspricht und in einem fairen Verfahren gefunden wurde (Seite 182). Auf diese Weise könne das rationale Verfahren Gerechtigkeit maximieren, ohne in die Fallen materieller Gerechtigkeitsvorstellungen zu stürzen. Allerdings bedeutet das eine Zurücknahme von Gerechtigkeitsansprüchen und zugunsten der Leitidee der Freiheit der Person gegenüber der Gesellschaft. Es setzt aber auch "ein motivstarkes Rechtsbewusstsein" (Schelsky) bei den Justizbehörden und der Rechtsbevölkerung voraus. Das aber, so meine ich, kann sich wiederum nicht aus der puren Positivität des Rechts ableiten.

Schliesslich verdient noch der Aufsatz von *Burkhard Kreft* ("Zur funktionalen Unterscheidung von Recht und Planung – für eine 'Planungssoziologie'") hervorgehoben zu werden. Recht als Bestandssicherung der Institutionen und Verhaltenssicherung der Personen – so legt er dar – wird durch Positivität veränderbar. Die Veränderung gesellschaftlicher Institutionen geht nicht mehr vom Recht aus, sondern wird von der Planung geleistet. Schelsky kritisiert daher den nicht legitimierten Herrschaftsanspruch einer nicht auf ihre Verrechtlichung abzielenden selbstherrlichen Planung. Allerdings klingt die Formulierung von Kreft, Planung bleibe, so lange sie nicht zu Recht geronnen sei, funktional unerheblich (Seite 214) etwas unsoziologisch. Denn ganz im Sinne des Leithemas dieser Festschrift muss das Planungsverfahren schon auch nach besonderen Einflussgelegenheiten untersucht werden, bzw. muss den Planungsinhalten grössere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Natürlich ist es richtig zu sagen, eine materiale Werteverfassung zu entwickeln sei nicht ohne Planung möglich. Wie das im einzelnen zu geschehen hat, und wie die Festlegung von Zielen und Werten nicht nur entscheidbar, sondern material-vernünftig entscheidbar bleibt, wird leider nicht genügend thematisiert.

Ein Vorwurf, den ich dieser ansonsten sehr lesenswerten, inhaltsreichen und "the art of festschrifting" (Middleton) voll beherrschenden Aufsatzsammlung zu machen habe: sie hat sich ganz auf die Wiedergabe wichtiger Positionen in Schelskys Werk eingestellt, aber entgegen der am Anfang gemachten Anmerkung, dass Schelsky "wenig mehr freute, als ein offener, begründeter Widerspruch" (Seite 7), den grossen Debattierer Schelsky vergessen. Ich könnte mir vorstellen, dass er (und mancher Leser) an dieser Festschrift noch mehr Freude gehabt hätte, wenn sie mit manchen seiner Positionen weniger freundlich-zustimmend als aufklärerisch-debattierend umgegangen wäre.

Idées sociales – Essai sur l'origine des courants sociaux contemporains –
Patrick de Laubier

Editions universitaires, Fribourg, 1982, 161 pages
Miroslav Novak, Genève

P. de Laubier, professeur de sociologie à l'Université de Genève, a esquissé dans ce court ouvrage 3 idées-forces qui mènent notre monde : l'idée communiste, l'idée libérale et la pensée sociale chrétienne. L'analyse de ces trois courants sociaux est précédée par le chapitre sur la notion de l'idéologie et sa genèse et suivie par la réflexion sur les trois dimensions de la justice.

Dans le premier chapitre, l'auteur montre que le déclin de l'influence de la religion a créé le vide, qui a été progressivement rempli par les idéologies sociales modernes, dont le marxisme est un cas le plus élaboré. Avant que les idéologies se soient développées, les précurseurs – parmi lesquels de Laubier souligne Hobbes et Rousseau – leur ont préparé le chemin en remplaçant la notion de loi naturelle par celle de l'état de nature et en penchant la balance entre l'Eglise et l'Etat en faveur de ce dernier. La distinction importante du spirituel et du temporel que la pensée judéo-chrétienne avait fait avec tant d'obstacles prévaloir, est ainsi tombée. L'auteur voit dans Feuerbach et Comte des pères des idéologies contemporaines.

Dans les chapitres suivants, nous trouvons l'exposé clair des trois idées sociales déjà mentionnées. Dans l'article sur la pensée sociale chrétienne, l'auteur consacre son attention aussi sur l'enseignement social des derniers papes, y compris Jean-Paul II. Avant de conclure, Patrick de Laubier étudie dans la dernière partie de son livre la notion de justice en examinant soigneusement les critiques libérales récentes, notamment celles de F.A. Hayek, de cette notion.

Le livre de P. de Laubier contient dans un espace relativement limité des renseignements riches et des idées suggestives. Il est vrai que d'autres courants sociaux pourraient aussi être abordés, mais le volume de l'ouvrage, qui s'adresse plus à un public de culture générale qu'à des spécialistes, augmenterait ainsi considérablement. On peut espérer que les "Idées sociales" trouveront beaucoup de lecteurs non seulement en Suisse romande, mais également en France.